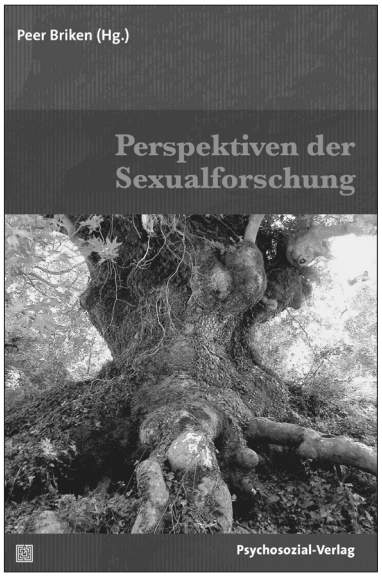


Briken, Peer (Hg.), *Perspektiven der Sexualforschung*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2019, 548 S., br., 54,90 €

Der vorliegende Band vereint zum sechzigjährigen Bestehens des *Instituts für Sexualforschung* am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf mit mehr als vierzig Beiträgen ehemalige und gegenwärtige Mitarbeiter_innen, die Einblick in sexualpolitische Kontroversen, in vergangene und gegenwärtige Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte wie auch in den eigenen beruflichen Werdegang gewähren.

Der erste Abschnitt widmet sich der Geschichte der Sexualwissenschaft und der *Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung* (DGfS). Moritz Liebeknecht skizziert den Gründer der DGfS, Hans Giese, als „konservativen Akteur" (24) wie auch als „homosexuellen Aktivisten" (ebd.), dem ein polarisierender Vorwurf des Opportunismus anhaftete. Dessen ungeachtet bleibt seine Rolle als Pionier bei der Institutionalisierung des Faches unbestritten. Giese begründete 1949, im Alter von 29 Jahren, das *Institut für Sexualforschung* „in seiner Privatwohnung in Kronberg im Taunus" (31). Daran schloss sich sein Engagement in der Homosexuellenbewegung der 1950er Jahren an, er setzte sich für die Rehabilitation des von Hirschfeld begründeten Wissenschaftlich-humanitären Komitees ein, doch mündeten seine Aktivitäten später in eine skeptische Haltung und Abkehr von der Homosexuellenbewegung ein. Liebeknecht beschreibt zudem die NS-Verstrickungen Gieses einschließlich der seiner Förderer, deren Wirken im NS als „einschlägig vorbelastete Akteure" eher verharmlost wird. Gewürdigt werden auch Gieses Arbeiten – dem dient nicht zuletzt auch der Wiederabdruck „Abstraktion vom sinnlichen Erleben (Der Weg eines Malers)" aus dem Jahr 1967 – und seine mediale Präsenz, die 1970 mit seinem frühen Unfalltod abrupt endete.

Gunter Schmidt, neben Volkmar Sigusch einer der ersten Mitarbeiter Gieses, erinnert mit „Aufbruch und Umbruch" an seine Zeit am Institut. Auch er thematisiert die NS-Verstrickung seiner Lehrer Giese und Bürger-Prinz und merkt selbstkritisch an, sich nicht mit deren Vergangenheit beschäftigt zu haben, „aus Furcht, in meiner nahen Umwelt etwas zu entdecken, was da nicht hingehören sollte" (64), sei doch auch er der „Illusion der Stunde Null" (65) erlegen. Das erneut abgedruckte Gespräch zwischen Schmidt und Briken (71ff) schließt partiell Leerstellen dieses Textes.

Volkmar Sigusch zeichnet den eigenen Werdegang nach, u.a. als Bemühen, Medizin und Sexualwissenschaft zu integrieren, er benennt dazu wichtige damals entstandene Arbeiten, etwa zur Sexualphysiologie, zum Sexualrecht oder zum Kampf gegen die Psychochirugie. Ein weiterer Text ist dem Nachfolger Gieses, Eberhard Schorsch, gewidmet, der von 1974 bis zu seinem unerwarteten Tod 1991 das Institut leitete. Schorsch war besonders um eine psychoanalytische Perspektive bemüht, wurde v.a. als psychiatrisch-sexologischer Gerichtsgutachter wahrgenommen, der sich theoretisch mit sexueller Perversion und Delinquenz befasste. Dies belegen auch seine „Bemerkungen zum Bartsch-Prozess" (1976) mit dem vielzitierten Diktum „dass auch eine schwere sexuelle Abweichung wie der Sadismus ein Ausdruck und Symptom einer schweren psychischen Störung sein kann, dass grausame Handlungen nicht notwendig von einem grausamen, sondern auch von einem kranken Menschen begangen werden" (131) – ein Text, der wie auch „Arbeit des Hamburger Instituts für Sexualforschung – Gegenwärtige Aufgaben und Probleme" nochmals abgedruckt wurde. Nikolaus Becker erinnert in „Mit Eberhard Schorsch in der Schreibstube" an den von beiden Forschern 1972 veröffentlichten Geldfetischismus-Fall und schließt den ersten Teil des Bandes ab.

Der zweite Teil versammelt Autor_innen der dritten Institutsgeneration. Andreas Sprengler berichtet in „Exkursionen" von seinem Werdegang und darüber, wie erstmalig sadomasochistische Interessen untersucht wurden, von Personen, die nicht pathologisch bzw. forensisch auffällig waren. Im daran anschließenden Gespräch zwischen Margret Hauch und Sophinette Becker wird die Wendung vom verhaltenstherapeutischen Arbeiten hin zur „Psychodynamisierung" des institutionellen Wirkens (vgl. 165) reflektiert. Beide sprechen zudem über das Spannungsfeld von Feminismus und Sexualwissenschaft und die fachgesellschaftlichen Widerstände dagegen, feministische Strukturen und Ideen innerhalb der DGfS zu verankern.

Reinhardt Kleber wirft ein Schlaglicht auf die Sommerfortbildung des Instituts als Vermittlungsort für die Paartherapie nach Hamburger Modell. Anschließend geht Ulrich Clement der Frage nach, was „jemanden über das menschenübliche Normalmaß an sexuellem Interesse hinaus in die Sexualforschung [treibt]" (180). Er entwirft eine Typologie eines primären und eines sekundären Sexualforschers und erkundet die Selbstanteile als auch die Identifi-

kation mit dem Beruf des Sexualtherapeuten. In Rekurs auf den Sexualforscher Jack Morin leg er dar (182f), inwiefern eine konflikthafte Motivation den Typus des primären Sexualforschers auszeichnet.

Hertha Richter-Appelt, die „erste Frau auf einer unbefristeten Stelle an der Abteilung für Sexualforschung" (189), durchstreift ihre Stationen am Institut anhand von Themen wie Transsexualität, ihr Wirken im Psychoendokrinologieprojekt sowie der „ersten Welle der Missbrauchsdebatte" (198). Im Klima der 68er-Bewegung, meinten auch Mitglieder der DGfS, dass „Sexualität zwischen Erwachsenen und Kindern […] nicht weiter schädlich und das Verbot, inklusive der Inzestschranke, nur ein Ausdruck repressiver Sexualmoral [sei]" (ebd.). Diese – später revidierte – Auffassung und die sich periodisch wiederholenden öffentlichen Diskussionen wurden zu einem weiteren Forschungsschwerpunkt Richter-Appelts, ebenso wie Intersexualität. Die naturwissenschaftliche Ausrichtung Richter-Appelts war dabei stets auch von Kontroversen begleitet, wie Bernhard Strauß in seinem Beitrag „Von der Sexual- in die Psychotherapieforschung (und zurück)" darlegt und aufzeigt, wie die Sexualforschung durch den vorherrschenden Zeitgeist mitgestaltet wurde. Strauß zeichnet nach, wie sich das Institut von ideologischen und politisierten Debatten abkehrt und sich auf „Patienten mit sexuellen Störungen als auch [auf] forensische Patienten" (218) ausrichtete, mit dem Fokus auf empirische Wissenschaft und eine psychotherapeutische Konzentration, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse aber vermeintlich vernachlässigt.

Sabine Cassel-Bähr beschreibt ihre berufliche sowie die institutionelle Entwicklung hin zu einer forensischen Schwerpunktsetzung wie auch zum Thema der Transsexualitäten (230). Im ihrem zweiten Beitrag „Über das Mütterliche im Eignen" steht die weibliche Sexualität im Spannungsfeld von Perversion und Sinnlichkeit. Ausgehend von einer „grundlegende[n] Asymmetrie in der Entwicklung der Geschlechter" (233), entfaltet sie mit Blick auf dem weiblichen Ödipuskomplex und Estela Welldons Zugang zu den Besonderheiten der weiblichen sexuellen Entwicklung und Perversion die These von der „Wendung der sexualisierten Aggression gegen das Mütterliche im eigenen Körper" (239). Sie kommt zum Schluss, dass die kulturellen Bedingungen einen maßgeblichen Einfluss auf die geschlechtsspezifische Zuordnung früher Erlebnisse und Phantasien haben, dass die körperlichen Unterschiede und ihr Einwirken in der kindlichen, insbesondere in der ödipalen Entwicklung bedeutungsvoll und keinesfalls außer Acht zu lassen sind (vgl. 243).

Wilhelm F. Preuss blickt in seinem Beitrag „Was ich hier machte" einerseits auf seine 25jährige Tätigkeit in Hamburg zurück, benennt andererseits Grundsätze in der Psychotherapie bei Transgender-Patienten, die einen Fixpunkt seiner klinischen Arbeit bildeten. Diese pragmatischen Grundsätze scheinen mitunter komplexe Sachverhalte zu reduzieren, jedoch bieten sie einen Rahmen zur grundsätzlichen Orientierung, d.h. ein Fundament, auf welchem die hochkomplexe Arbeit aufbauen kann. Erstens gelte es dem „Patienten aus der Identitätsverwirrung herauszuhelfen" (252), zweitens soll die „Psychotherapie transidentischer und geschlechtsvarianter Menschen […] geschlechtsspezifisch entwicklungsorientiert sein" (ebd.). Der dritte Grundsatz befasst sich mit der Notwendigkeit einer „körper- und leiborientierten" Behandlung (255), der vierte fokussiert auf die Beziehungsebene mit einem klaren Blick auf die „Bindungsbedürfnisse des Patienten" (ebd.).

Die Übernahme der Professur für Sexualforschung durch Wolfgang Berner 1995 leitet den dritten mit *Kontinuitäten* überschriebenen Teil des Buches ein. Der ehemalige Institutsleiter und Psychoanalytiker diskutiert wie Psychoanalyse und Sexualwissenschaft zusammenhängen und skizziert den möglichen profitablen Zuwachs, den die Psychoanalyse zu generieren vermöchte, wenn sie den Dialog mit Nachbardisziplinen intensivieren würde. Wie sich die Disziplinen zusammenführen lassen, wird von ihm unter Bezug auf Robert Stoller ausgeführt. Zu den Therapieinitiativen des Hamburger Instituts vermerkt Berner, dass der Versuch, „psychodynamisches Denken mit Elementen von Verhaltenstherapie zu versetzen" (275), Fallstricke bereithält und eine legitimierende theoretische Fundierung bisweilen aussteht.

Der Frage „Wozu Sexualwissenschaft?" geht Andreas Hill anhand einer autobiographisch-historischen Analyse nach, die er mit privaten Beispielen verbindet, die seine These „Sexualwissenschaft kann Liberalisierungsprozesse unterstützen – und umgekehrt" (281) belegen, so dass er selbstkritisch registrieren kann, welche Motivationen ihn leiten, sich mit bestimmten Fragestellungen auseinanderzusetzen, und andere im Sinne einer intrapsychischen Abwehr zu umgehen.

Auch Hanna Lietz, die „47 Jahre als Mann gelebt hatte" (295) und sich nach ihrem Outing einer Transition unterzog, gewährt mit „Das Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie – Wegbegleitung und Weichenstellung" Einblicke in ihre persönliche Entwicklung und berichtet aus ihrer klinischen Erfahrung als transsexuelle Psychiaterin, die mit transsexuellen Patienten und Patientinnen arbeitet. Sie beschreibt, wie ihre Transition die therapeutischen Prozesse beeinflusst und fokussiert auf die „Komplikationsrate, anhaltende Beschwerden und eine mangelnde sexuelle Erlebnisfähigkeit" (299) – Symptome, mit welchen ihre Patienten und Patientinnen oftmals nach erfolgter Transition konfrontiert sind.

Silja Matthiesen befasst sich mit der siebzigjährigen Geschichte der Sex-Survey-Forschung. Einleitend benennt sie die verschiedenen „Problemkonstellationen" (304) der empirischen Erhebungen: die Situierung im „besonderen

Spannungsfeld von Medien und Politik", die „Frage nach einer guten Stichprobe" sowie die sympathische wie fragwürdige „Hoffnung mithilfe der Untersuchungen und Ergebnisse, die sexuellen bzw. sexualpolitischen Verhältnisse in einem emanzipativen Anspruch zu verbessern" (ebd.). Die Widersprüchlichkeit, die die empirische Forschung prägt, nämlich ein hochgradig affektbeladenes Thema zu operationalisieren und den Gegenstand mitunter reduktionistisch mit Hilfe von Maßzahlen abzubilden, wird von ihr in Bezug auf die Forschungen von Ulrich Clement in den 1980er Jahren zwar erwähnt, jedoch nicht weiter ausgeführt. So diskutiert sie zwar methodische Fragen, die Methode an sich wird jedoch nicht weiter kritisch betrachtet, wobei die naheliegende Assoziation zum Positivismusstreit der 1960er Jahre, dessen sich eine – zumindest in ihrer Historie – auch in der *Kritischen Theorie* verwurzelte Sexualwissenschaft durchaus bewusst sein sollte, weder in diesem Beitrag, noch in folgenden eine Rolle spielt.

Dies bildet eine Leerstelle neben anderen, etwa wenn Arne Dekker in „Was wurde eigentlich aus ... der Essentialismus-Konstruktivismus-Kontroverse?" danach fragt,

> „ob sexuelle Phänomene […] als eine Art außerkulturelle Essenz zu verstehen seien, also als tief in den Menschen eingelagerte natürliche Eigenschaften, die sich zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Gesellschaften vergleichsweise stabil zeigen […] oder um gesellschaftliche Konstruktionen, deren Existenz sich gerade nicht jenseits der kulturellen Symbolsysteme abspielt." (320)

Die Beantwortung der Frage, so Dekker, habe sich in einem bio-psycho-sozialen Paradigma erschöpft (vgl. 324), der Streit „über die Bedeutung von Natur und Kultur für die Sexualität" wurde zu Gunsten einer innerwissenschaftlichen Harmonie durch die Etablierung eines bio-psycho-sozialen Modells beigelegt (ebd.).

Der seit 2010 als Institutsleiter wirkende Herausgeber Peer Briken beschreibt die im Rahmen seiner Promotion untersuchte Frage nach dem gehäuften Vorliegen bestimmter Auffälligkeiten, wie z.B. sexueller Sadismus bei Männern, die ein Tötungsdelikt begangen haben. Anhand mehrerer Fallvignetten stellt er die zu Grunde liegenden Dynamiken im Begutachtungsprozess dar, sowie das affektive Moment, wenn der „Gutachter zum Zeuge wird" (331). Dabei illustriert er die Herausforderungen als Gutachter, die für den Leser – der durch die Falldarstellung ebenfalls in die Position eines Zeugen gerät – gleichfalls spürbar werden.

In Katinka Schweizers „Wege des Verstehens" geht es um ein Verstehen des Sexuellen, wobei der Sexualitätsbegriff, der bei anderen Autor_innen mitunter als Begriffscontainer fungiert, deutlichere Konturen bekommt. Schweizer gliedert Sexualität in Sex als materialisierte, verdinglichte Dimension, in das Sexuelle – in Anlehnung an die Gedanken Laplanches – als das Rätselhafte, das sich der Verdinglichung entzieht, und in Sexualität als kulturell-gesellschaftliche Form (347). Auf dieser Grundlage verdeutlicht sie den „Mehrwert einer psychodynamisch geprägten kritischen Sexualwissenschaft" (353), die das Sexuelle in seiner Komplexität zu erfassen versucht, und sich dem verlockenden Versprechen monokausaler Erklärungen verwehrt. Schweizer verdeutlicht die Limitierungen inter- und transdisziplinärer Zusammenarbeit und plädiert für die Mühen in der Auseinandersetzung, um somit der Komplexität des Sexuellen gerecht zu werden.

In „Von Überidentifikation und Partizipation" setzt sich Timo O. Nieder mit dem Verstehen im Rahmen klinischer Behandlungen auseinander und thematisiert die Stellung des Subjekts im Prozess und das Spannungsfeld von Nähe und Distanz, das den therapeutischen Prozess zu befördern und einzuschränken vermag.

Der vierte Abschnitt blickt auf die aktuellen und zukünftigen sexualwissenschaftlichen Forschungsfelder des Hamburger Instituts. Verena Klein setzt sich in „Frauen und ihre sexuellen Spielräume" mit der Frage auseinander, „wie sexuell handlungsfähig, dominant und aggressiv Frauen im sexuellen Kontakt tatsächlich sein dürfen" (377). Ausgehend von einer weiblichen Submission innerhalb patriarchaler Strukturen und einer diese stets reproduzierenden und verfestigenden kulturellen Sphäre, zeigt sie die das Ausleben der sexuellen Lust restriktivierenden Strukturen auf. Sie belegt ihre Thesen auf Basis empirischer Forschung, die aufgrund der gegenwärtigen gesellschaftlichen Strukturen der gelebten Sexualität von Frauen diesen ein *pleasure deficit* attestiert. Dem stellt sie eine emanzipierte sexualpädagogische Praxis entgegen, welche durch die Aufklärung von (jungen) Frauen das sexuelle Vergnügen als wichtigen Selbstanteil der Sexualität fördert. Klein plädiert für eine Dezentrierung der männlichen Sexualität als „repräsentativ und normal" (384) und formuliert die Notwendigkeit, eine Sprache für die Sexualität von Frauen zu etablieren, die nicht nur in Abgrenzung zur männlichen Sexualität ihren Ursprung findet. Des Weiteren spricht sie sich für die Fortsetzung der Dekonstruktion „biologisch/evolutionärer Erklärungsansätze" (ebd.) aus, welche die wissenschaftliche Literatur dominieren.

Thula Koops geht in ihrem Beitrag „Die diagnostische Brille" auf Limitationen und Trends im diagnostischen Prozess und in der Entwicklung von Diagnosen ein und versucht die hinter den Diagnosen manifesten Haltungen und Zeitdiagnosen auszumachen. Am Beispiel der Dyspareunie und des Vaginismus werden formale und inhaltliche Mängel nachgezeichnet, die zu der Forderung „nach Klarheit und Angemessenheit der Namensgebung im Hinblick auf das Erleben der Betroffenen" (399) führt. Die Notwendigkeit des Einbezugs psychodynamischer ätiologischer Über-

legungen als Grundlage eines umfassenden Verständnisses für die Diagnosen der gängigen Diagnosemanuale (ICD-11, DSM-V) wird dabei nur tangiert (vgl. 398). Eine wünschenswerte konsequente Kritik(maximierung), um somit auch das „generelle Fehlen der Reflexion über die Haltung, die hinter der Formulierung steht und ausgedrückt wird" (399) zu korrigieren, bleibt jedoch aus.

Fritjof von Franqué widmet sich der Frage „Was ist sexuelle Gewalt?" und differenziert vor dem Hintergrund nativer Theoriebildung den sexuellen Gewaltbegriff aus, um daran anschließend eine Typologie sexueller Missbrauchstäter in Korrespondenz mit dem Begriff der sexuellen Gewalt zu entwerfen. Martin Rettenberger befasst sich mit Kriminalprognosen in der Sexualforensik und diskutiert insbesondere die Hypersexualität als ein Kriterium von prognostischer Relevanz. Im Gespräch zwischen Dahlnym Yoon, Elisabeth Stück und Fritjof von Franqué wird das Ressourcenkonzept vorgestellt, dem im gutachterlichen Prozess eine bedeutsame Relevanz zugeschrieben wird. In der Folge werden die verschiedenen Ressourcenkategorien dargestellt und erörtert. Judith Iffland beschreibt die „Begutachtung am Institut für Sexualforschung"; Anika Flöter, Ute Lampalzer und Reinhardt Kleber geben einen Einblick in die Gruppentherapie von Nutzern sexueller Missbrauchsabbildungen. Der gegenwärtige forensische Schwerpunkt des Instituts bildet sich durch die Gewicht im letzten Teil des Buches deutlich ab.

Safiye Tozdan widmet sich – wohlwissend, dass die „wissenschaftliche Anerkennung eines Phänomens […] nicht unbedingt auch gesellschaftliche Anerkennung [bedeutet]" (491) – dem in der Literatur marginal diskutierten, inzwischen jedoch durch Erhebungen ausreichend belegten Thema des sexuellen Kindesmissbrauchs durch Frauen. Neben dem aktuellen Kenntnisstand zu den Täterinnen, der „noch nicht besonders fortgeschritten [ist]" (497), präsentiert sie zwei eindrückliche Fallvignetten und eröffnet durch das Aufzeigen von Leerstellen Anknüpfungspunkte und Möglichkeitsräume für weitere Forschung zu diesem wichtigen Thema.

Johannes Fuß befasst sich in dem Text „Virtuelle Sexualitäten" einerseits mit den postmodernen technologischen Spielarten von Sexrobotern und der gesellschaftlichen Einstellung und Haltung diesen gegenüber, andererseits mit dem Phänomen und den Möglichkeiten von Virtual Reality Pornography.

Daniel Turner berichtet in seinem Beitrag „Sexualmedizin im Medizinstudium" ernüchternd und mitunter erschreckend von dem „kleinen Fach mit einer fehlenden Lobby", welches weiterhin bemüht ist „sich einen Platz in dem vollen Curriculum zu erkämpfen" (511). Insbesondere das Wissen „über sexuelle Minderheiten, Transgender oder eher ungewöhnliche sexuelle Verhaltensweisen" (513) erlebt Turner als unzureichend und zeigt mit seiner Bestandsaufnahme die Notwendigkeit einer Reform des Lehrplans auf. Maika Böhm setzt sich mit dem „revisionsbedürftigen Verhältnis" (524) von Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik auseinander und umreißt, wie eine Konkurrenz zu Entwertungen führt, die der von ihr gewünschten „interdisziplinären Offenheit und Kooperationsbereitschaft" (525) zuwiderläuft. Eine wünschenswerte Vernetzung von Wissenschaft und Praxis ist das erklärte Anliegen ihres Textes.

Beschlossen wird der Sammelband mit Inga Becker-Heblys Beitrag „Empirie und Kontroversen zur Gendervarianz im Kindes- und Jugendalter". Neben der Darstellung von Möglichkeiten und der Herausforderung in der wissenschaftlichen Begleitung der Behandlung von Transgender-Jugendlichen wirft Becker-Hebly die Frage auf, was die Zunahme von Jugendlichen, die sich als Transgender erleben und definieren, bedingt. Die Antwort oszilliert im Spannungsfeld zwischen der Zunahme als Resultat einer sozialen Ansteckung einerseits und dem Anstieg als Resultat der Entstigmatisierung.

Sophinette Becker hatte als Ingredienzen kritischer Sexualwissenschaft die Notwendigkeit „Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen" (173) benannt und führt dazu aus, dass sich innerhalb sexualwissenschaftlicher Forschung „eine Art Selbstverständlichkeit […] manifestiert [hat], ohne wirklich greifbar zu werden"; die kritische Sexualwissenschaft habe sich „in den Dienst nehmen lassen […], die Tiefenstruktur der bestehenden Verhältnisse zu affirmieren" (174). Diese Ausführungen Beckers drängen sich insbesondere bei der Lektüre des letzten Abschnittes des Buches auf. Denn was der vorliegende Band dokumentiert, ist eine deutliche Wendung zur empirischen Forschung, die auf einem biopsycho-sozialen Modell basiert und damit die Frage nach den Grundlagen kritischer Sexualwissenschaft hinterlässt – so wie sie Arne Dekker aufgeworfen hatte.

Perspektiven der Sexualforschung ermöglicht einen facettenreichen, disperaten Blick in die Geschichte des Instituts, der das Kontroverse und Konflikthafte nicht ausspart, zugleich aber die Möglichkeiten der weiteren sexualwissenschaftlichen Forschung aufzeigt, sodass der Band sich als spannende und gewinnbringende Lektüre empfiehlt.

Maximilian Römer (Berlin)